

Ingo Schulze
Simple Storys

Ein Roman
aus der ostdeutschen Provinz

Mit einem ZEIT-Nachwort
von Burkhard Müller

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

INHALT

KAPITEL 1 – ZEUS	11
<i>Renate Meurer erzählt von einer Busreise im Februar 90. Am zwanzigsten Hochzeitstag ist das Ehepaar Meurer zum ersten Mal im Westen, zum ersten Mal in Italien. Den mitreisenden Dieter Schubert treibt eine Buspanne vor Assisi zu einer verzweifelten Tat. Austausch von Erinnerungen und Proviant.</i>	
KAPITEL 2 – NEUES GELD	18
<i>Conni Schubert erzählt eine alte Geschichte: Ein Mann kommt in die Stadt, macht Geschäfte, nimmt sich ein Mädchen und verschwindet. Blauäugigkeit und Voraussicht.</i>	
KAPITEL 3 – MAL EINE WIRKLICH GUTE STORY	24
<i>Danny erzählt von Krokodilsaugen. Sie schreibt zuwenig für Anzeigenkunden und zuviel über Schlägereien. Christian Beyer, ihr Chef, ist unzufrieden. Peter Bertrams Geschichte. Zum Schluß muß sich Danny etwas ausdenken.</i>	
KAPITEL 4 – PANIK	33
<i>Martin Meurer erzählt von seinem Werdegang und einer Reise ohne Auto. Seine Frau fährt Rad. Erlebnisse mit einer Touristin und einem Taxifahrer in Halberstadt.</i>	
KAPITEL 5 – ZUGVÖGEL	41
<i>Lydia erzählt von Dr. Barbara Holitzschek, die behauptet, einen Dachs überfahren zu haben. Ein langes Gespräch über Tiere. Die Unfallstelle. Rätselhaftes Ende ohne Dachs.</i>	
KAPITEL 6 – SO VIEL ZEIT IN EINER NACHT	50
<i>Patrick erzählt von den Schwierigkeiten, im Dunkeln ein Haus zu finden. Geburtstagsfeier auf dem Land. Rückfahrt mit Verfolgungsjagd und Tankstellenparty.</i>	
KAPITEL 7 – SOMMERFRISCHE	60
<i>Wie Renate und Ernst Meurer ein verlassenes Wochenendhaus herrichten. Die kaputte Scheibe. Meurer bleibt allein zurück und unternimmt einen Spaziergang. In der Nacht hört er Gesang.</i>	

KAPITEL 8 – DER ATEM AN MEINEM HALS	70
<i>Dr. Barbara Holitzschek erzählt von einem nächtlichen Anruf. Hanni legt im Spiel ein Geständnis ab und erkundigt sich nach dem Leben mit einem berühmten Mann. Die Tochter, die Katze und die Schildkröte.</i>	
KAPITEL 9 – DISPATCHER	77
<i>Warum sich Taxiunternehmer Raffael keinen Arbeitsplatz aus den Rippen schneiden kann und Orlando als Fabrer ungeeignet ist. Gewollte und ungewollte Verwirrung. Für die Jahreszeit zu warm.</i>	
KAPITEL 10 – LÄCHELN	86
<i>Martin Meurer erzählt, wie er seinen leiblichen Vater nach vierundzwanzig Jahren wiedersieht. Eine unerwartete Beichte. Gläubige werden seltener krank und leben länger. Die Apostelgeschichte und Topflappen.</i>	
KAPITEL 11 – ZWEI FRAUEN, EIN KIND, TERRY, DAS MONSTRUM UND DER ELEFANT	96
<i>Wie Edgar, Danny und Tino in eine gemeinsame Neubauwohnung mit Balkon ziehen. Der Duft von Bratwürsten. Große und kleine Katastrophen. Flecken auf Sessel und Kelim.</i>	
KAPITEL 12 – DIE KILLER	106
<i>Wie Pit Meurer und Edgar Körner im Vorzimmer vom »Möbelparadies« auf ihren Mitbewerber Christian Beyer treffen. Die Sekretärin, Marianne Schubert, bewirbt die Wartenden. Eile mit Weile macht Nerven wie Seile.</i>	
KAPITEL 13 – DU KANNST JETZT	115
<i>Marianne Schubert erzählt von Hanni. Schwierigkeiten beim Einschlafen, Vorwürfe und Lockrufe. Durch eine wichtige Erkenntnis gerät Marianne Schubert in gute Stimmung.</i>	
KAPITEL 14 – SPIEGEL	123
<i>Was sich Barbara und Frank Holitzschek zu sagen haben. Eine Szene im Badezimmer. Der Politiker reagiert nicht und wundert sich dann. Den Schub auf der Flucht verloren.</i>	
KAPITEL 15 – BIG MAC UND BIG BANG	130
<i>Wie Dieter Schubert und Peter Bertram über zwei Frauen reden. Karpfenjagd – ein neuer Sport. Schwierigkeiten mit dem Objekt des Erfolgs und seiner Dokumentation. Stiche in der Herzgegend. Nebel und Morgensonne.</i>	

- KAPITEL 16 – BÜCHSEN 138
Wie sich Schwesternschülerin Jenny und Patientin Marianne Schubert nahe dem Berliner Virchow-Klinikum treffen und über einen toten Mann sprechen. Maik, ein junger Kellner, bedient sie. Jennys Zigarette bleibt im Aschenbecher liegen. Vergängliche und ewige Werte.
- KAPITEL 17 – SCHULDEN 147
Christian Beyer erzählt von einem Sommerurlaub in New York mit Hanni, seiner neuen Freundin. Ein unerwarteter Besuch. Männer, Geld und Wasser.
- KAPITEL 18 – DER MORGEN NACH DEM ABEND 156
Frank Holitzschek erzählt von einem Morgen Ende Februar. Barbara und die jüngste Entwicklung ihres Alptraums. Franks Aufmunterungsversuche. Enrico Friedrich, Lydia und Fotos.
- KAPITEL 19 – EIN WUNDER 163
Wie Enrico Friedrich eine Flasche Martini geschenkt bekommt. Er erzählt Patrick vom plötzlichen Erscheinen und Verschwinden Lydias. Dabei trinkt er sich selbst unter den Tisch. Patrick schweigt und stellt ihm zum Schluß eine Gretchenfrage.
- KAPITEL 20 – KINDER 170
Edgar Körner erzählt von einer Fahrt mit Danny über ein Stück alte Autobahn. Die Frau am Steuer, oder wenn beide gerne fahren. Wahre und erfundene Geschichten. Wirkliche Liebe kann warten.
- KAPITEL 21 – NADELN 179
Wie Martin Meurer in seiner neuen Wohnung den ersten Besucher empfängt. Ein Mann für Fadila. Fische in Flasche und Schüssel. Lebensläufe. Die Säuberung eines Balkondachs. Auf wen wartest du?
- KAPITEL 22 – VORBEI IST VORBEI 189
Ein Gespräch im Parkkrankenhaus Dösen. Wie Renate und Martin Meurer die kurze Geschichte des Ernst Meurer erzählen. Dr. Barbara Holitzschek schreibt mit. Was aus der Liebe wird. Eine verunglückte Ehefrau und eine verliebte Tramperin.
- KAPITEL 23 – SENDESCHLUSS 203
Wie Christian Beyer beteuert, daß Hanni seine Pläne mißverstanden hat. Plötzlich ist alles ganz anders. Ein gequälter Unternehmer und ein korrupter Beamter. Nur weil die Belege fehlen. Augen zu – vielleicht macht es ja Spaß. Eine Zugfahrt in stiller Nacht.

KAPITEL 24 – VOLLMOND	211
<i>Pit Meurer erzählt vom Ende einer Betriebsparty. Peter Bertram und er sehen Hanni unter den Rock. Pläne für den Heimweg. Marianne Schubert tritt als Amazone auf. Die Geburt eines Ritters, der Beginn einer Liebe und der mißglückte Versuch, sich freizukaufen.</i>	
KAPITEL 25 – MEIN GOTT, IST DIE SCHÖN!	220
<i>Wie Edgar Körner Geschichten erzählt und Jenny und Maik in ein Motel einlädt. Plötzlich will er auf und davon. Das gelingt nicht. Die Kellnerin wendet sich einem jungen Helden zu.</i>	
KAPITEL 26 – BLINKING BABY	227
<i>Berlin, ein Sonntagabend im August. Lydia erzählt von Jenny, Maik, Jan und Alex und ißt Milchbrei. Ein alter Mann sitzt auf seinem Balkon. Die Signallampe steht auf dem Fensterbrett. Wer und was wohin gehört.</i>	
KAPITEL 27 – DER FALSCHER MANN	235
<i>Wie Patrick Danny verläßt. Eine Szene im Wohnzimmer. Lydias Brief und ihre zusätzlichen Pfunde. Tino, Terry und das Monstrum.</i>	
KAPITEL 28 – SCHNEE UND SCHUTT	243
<i>Taxiunternehmer Raffael erzählt von den Scherereien mit einem Schriftsteller und einem Ofen. Enrico Friedrich hat seinen Vornamen geändert und will sich das Bein brechen. Böse Nachbarn. Wo man überall glücklich sein kann.</i>	
KAPITEL 29 – FISCHE	253
<i>Jenny erzählt von einem neuen Job und Martin Meurer. Der Chef weist ein. Wo ist die Nordsee? Erst geht alles gut. Dann muß Jenny Überzeugungsarbeit leisten. Was passierte bei der Sintflut mit den Fischen? Zum Schluß erklingt Blasmusik.</i>	
ZEIT-Nachwort	263

KAPITEL I – ZEUS

Renate Meurer erzählt von einer Busreise im Februar 90. Am zwanzigsten Hochzeitstag ist das Ehepaar Meurer zum ersten Mal im Westen, zum ersten Mal in Italien. Den mitreisenden Dieter Schubert treibt eine Buspanne vor Assisi zu einer verzweifelten Tat. Austausch von Erinnerungen und Proviant.

Es war einfach nicht die Zeit dafür. Fünf Tage mit dem Bus: Venedig, Florenz, Assisi. Für mich klang das alles wie Honolulu. Ich fragte Martin und Pit, wie sie denn *darauf* gekommen seien und woher überhaupt das Geld stamme und wie sie sich das vorstellten, eine illegale Reise zum zwanzigsten Hochzeitstag.

Ich hatte mich darauf verlassen, daß Ernst nicht mitmacht. Für ihn waren ja diese Monate die Hölle. Wir hatten wirklich anderes im Kopf als Italien. Aber er schwieg. Und Mitte Januar fragte er, ob wir nichts vorbereiten müßten – am 16. Februar, einem Freitag in den Schulferien, sollte es losgehen – und wie wir mit unseren DDR-Papieren über die italienische Grenze kämen und über die österreichische. Als ich ihm sagte, was ich von den Kindern wußte, daß wir von dem Reisebüro in München westdeutsche Ausweise erhalten würden, gefälschte wahrscheinlich, spätestens da dachte ich, jetzt ist Schluß, nicht mit Ernst Meurer. Aber er fragte nur, ob die beiden Paßbilder dafür gewesen seien. »Ja«, antwortete ich, »zwei Paßbilder, Geburtsdatum, Größe und Augenfarbe – mehr brauchen die nicht.«

Es war wie immer. In den dunkelgrünen Koffer packten wir unsere Sachen, in die schwarzrot karierte Tasche Besteck, Geschirr und Proviant: Wurst- und Fischkonserven, Brot, Eier, Butter, Käse, Salz, Pfeffer, Zwieback, Äpfel, Apfelsinen und je eine Thermoskanne Tee und Kaffee. Pit fuhr uns nach Bayreuth. An der Grenze fragten sie, wohin wir wollten, und Pit sagte Shopping.

Der Zug hielt in jedem Nest. Außer Schnee, beleuchteten Straßen, Autos und Bahnhöfen sah ich nicht viel. Wir saßen zwischen Männern, die zur Arbeit fuhren. Als Ernst eine Apfelsine schälte, dachte ich zum ersten Mal wirklich an Italien.

Auf dem Münchner Bahnhof werden Ernst und er sich erkannt haben. Ich bekam davon nichts mit. Woher sollte ich wissen, wie er aussieht? Nicht mal seinen richtigen Namen hätte ich angeben können.

Ab Venedig erinnere ich mich an ihn. Ein mittelgroßer Mann mit hastigen Bewegungen und einem schlechtsitzenden Glasauge ohne Lidschlag. Er schleppte so einen Wälzer mit sich herum, einen Finger zwischen den Seiten, um immer, wenn Gabriela, unsere italienische Reiseleiterin, etwas erklärte, seinen Senf dazugeben zu können. Ein richtiger Besserwisser eben. Andauernd strich er sein schwarzgraues Haar zurück, das ihm im nächsten Augenblick wieder über Stirn und Augenbrauen fiel.

Den Dogenpalast und die Säule mit dem Löwen kannte ich aus dem Fernsehen. Die Venezianerinnen – selbst die in meinem Alter – trugen kurze Röcke und schöne, altertümliche Käppchen. Wir waren viel zu dick angezogen.

Um unabhängig zu sein, nahmen wir tagsüber in der Provianttasche ein paar Konserven, Brot und Äpfel mit. Abends aßen wir auf dem Zimmer. Ernst und ich sprachen nicht viel, aber immerhin mehr als in den letzten Monaten. »Una gondola, per favore«, rief er mal morgens beim Waschen. Überhaupt machte Ernst den Eindruck, als ob ihm Italien gefiel. Einmal griff er sogar nach meiner Hand und hielt sie fest.

Ihn hat er mit keinem Wort erwähnt. Bis zuletzt nicht. Das heißt, in Florenz, als wir darauf warteten, daß alle vom Glockenturm herunterkämen, fragte Ernst: »Wo ist denn unser Bergsteiger?« Ich achtete nicht darauf oder glaubte, die beiden hätten sich irgendwann mal unterhalten – Ernst ging ja immer vor mir zum Frühstück. Er sagte noch etwas von Klimmzügen am Türrahmen. Vorher, in Padua, wollte der Bergsteiger unbedingt, daß wir anhielten, um eine Kapelle zu besichtigen oder eine Arena, was gar nicht im Programm stand. Ich drehte mich nach ihm um – er saß ganz hinten. Sein Blick ließ sich von nichts irritieren und ging geradewegs zur Frontscheibe hinaus, als wären wir alle nur dafür da, den Herrn endlich an sein Ziel zu bringen. Vielleicht bin ich ungerecht, vielleicht wäre er mir ohne das spätere Spektakel gar nicht in Erinnerung geblieben, vielleicht werfe ich auch die Reihenfolge durcheinander, aber ich erfinde nichts.

Sie müssen mal versuchen, sich das vorzustellen. Plötzlich ist man in Italien und hat einen westdeutschen Paß. Ich hieß Ursula und Ernst Bodo, Wohnort: Straubing. Unsere Nachnamen habe ich vergessen. Man befindet sich auf der anderen Seite der Welt und wundert sich, daß man wie zu Hause trinkt und ißt und einen Fuß vor den anderen setzt, als wäre das alles selbstverständlich. Wenn ich mich beim Zähneputzen im Spiegel sah, konnte ich noch viel weniger glauben, in Italien zu sein.

Bevor wir Florenz in Richtung Assisi verließen, es war unser letzter Tag, hielt der Bus auf einem Parkplatz, von dem aus wir über die Stadt blicken konnten. Der Himmel war bedeckt. Ernst kaufte einen Teller mit der Darstellung Dantes und schenkte ihn mir – zum Hochzeitstag.

Dann fuhren wir durch Regen, und allmählich wurde es so neblig, daß ich außer Leitplanken nichts sah und einschlief.

Als Ernst mich weckte, stiegen die ersten schon aus. Wir standen bei einer Tankstelle. Irgendwas war mit dem Motor oder dem Auspuff. Es schneite auf die Schirme, und die Autos fuhren mit Licht, richtiges Pannenwetter. Unser Fahrer suchte ein Telefon. Ich weiß noch genau, wie er dann die Unterarme bewegte, so über Kreuz, hin und her. Gabriela verkündete, daß wir auf den Werkstattservice warten müßten. Sie schlug vor, Perugia und seine Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Wir holten unsere Mäntel heraus und liefen im Gänsemarsch zur Altstadt hinauf, Gabriela und der Bergsteiger vorneweg. Der war aufgebracht und bestand darauf, nach Assisi gefahren zu werden, das bei gutem Wetter angeblich von hier aus zu sehen sei. »Zum Greifen nah«, hat er immer wieder gesagt. Dabei war es ein Mordsglück, daß wir nicht irgendwo auf der Autobahn oder der Landstraße herumirren mußten.

Auf dem Fußweg blieb der Schnee inzwischen liegen. Kunstmuseum und Kirchen waren geschlossen, Mittagspause. Gabriela führte uns um den Maggiore-Brunnen, sagte einiges zum Rathaus und zur Kathedrale, die riesig wirkte, weil ihre Mauern im Nebel verschwanden. Seit über 500 Jahren stehe die Fassade unverkleidet da, worauf eine Frau aus Plauen meinte, daran gemessen schneide die DDR gar nicht schlecht ab. So spottete sie ständig. Ernst reagierte nie. Er überhörte das einfach.

Am Marktplatz verteilte sich die Gruppe auf verschiedene Lokale. Unseres hieß »Victoria«.

Bisher hatten wir nur für den Dante-Teller und ein paar Tassen Kaffee Geld ausgegeben. Deshalb beschlossen wir, uns etwas zu bestellen. Der Kellner schlängelte sich in seiner langen weißen Schürze um die wenigen Tische, die nun auf einen Schlag besetzt waren. Manchmal erstarrte er mitten in der Bewegung und reckte seinen Oberkörper einem Rufer entgegen. Nur vor dem Fernseher, wo er die Zieleinfahrt eines Skifahrers abwartete, war er plötzlich taub. Mit uns saßen zwei Männer aus Dresden am Tisch, ein Kinderarzt und ein Bühnenbildner, die beide etwas Italienisch konnten und uns die Speisekarte erklärten. Ernst versuchte, den Kellner heranzuwinken, während ich darauf achtete, daß sein Finger nicht von der Zeile mit »Pizza con funghi« rutschte.

Auf einmal erhob sich der Kinderarzt. Weil er zum Fenster startete, drehte ich mich um. Von der gegenüberliegenden Seite stürmten sie über den Platz – wie Kinder zu einer Schneeballschlacht, Gabriela mit Fäustlingen, die anderen hinter ihr her, ein keilförmiger, schreiender Schwarm.

Um uns herum schurrten die Stühle. Ein richtiges Getrappel entstand, als alle, am Kellner vorbei, zum Ausgang wollten. Wir folgten ihnen zur Kathedrale, wo sich auf der Treppe vor dem Seiteneingang schon ein kleiner Pulk versammelt hatte.

In vier, fünf Meter Höhe stand der Bergsteiger auf einem der horizontalen Mauervorsprünge, die Arme seitlich ausgestreckt, die Schultern an die Wand gedrückt. Seltsam war die Stille, als wäre der da oben ein Schlafwandler, der beim ersten Geräusch erwachen und abstürzen könnte. Gabriela blinzelte durch den Schnee hinauf. Andere schirmten ihre Augen mit den Händen ab. Seine halbhohen Schuhe lagen genau unter ihm.

Er reckte den Kopf vor und blickte wie ein Vogel mit einem Auge auf uns nieder. Beide Strümpfe hingen an den Zehen ein Stück herab. Mit etwas Übung schien der Aufstieg kein Problem zu sein. Wahrscheinlich hatte er von den Quadern des Portals aus die kleine Kanzel daneben erreicht, sich auf deren Brüstung gestellt und dann an hervorstehenden Steinen und in Gerüstlöchern Halt gefunden.

»Nicht runterschauen«, rief ein Mann. Daraufhin löste der Bergsteiger den linken Arm, drehte sich mit einem steifen Schritt herum

und schmiegte sich sofort wieder der Mauer an. Seine Finger umkrallten den nächsten Vorsprung. Die Füße tasteten die Wand ab. Froschartig bewegte er die Beine und klomm höher. Dann konnte er sich an dem kleinen Vordach über dem Fenster abstützen.

Ernst zog mich am Ellbogen. »Komm weg hier!« flüsterte er. Der Sonneberger, ein rothaariger Riese, begann als erster zu fotografieren. Gabriela schimpfte. »Wenn der runterspringt!« Sie irrte zwischen uns umher, raffte mit einer Hand den aufgestellten Kragen ihrer Jacke zusammen und eilte dann die Stufen hinab auf eine Polizistin zu, deren hoher weißer Helm mir wie Karnevalsschmuck erschien. Von hinten war Gabrielas aufragender, gezwirbelter Zopf das einzige, was von ihrem Kopf zu sehen war. Die Polizistin sprach in ihr Funkgerät.

Die Frau aus Plauen meinte, daß es jetzt ernst werde. »Heh, Herbert«, rief sie, »steig runter, Herbert! Na los, du!« Der Sonneberger unterbrach sie. Wir könnten ihn nicht Herbert nennen. Herbert sei doch nur der Name vom Straubinger Ausweis. Danach blieb es still, oder es wurde nur geflüstert.

Mich ärgerte, wie Ernst mit mir umging, sein Gezerre. Ich wollte ein paar Schritte von ihm weg, als er mich am Arm packte: »Dem passiert nichts!« zischte er. »Das ist Zeus. Komm!«

»Nein!« entfuhr es mir. Diesen Namen hatte ich vor zehn, fünfzehn Jahren zum letzten Mal gehört. »Der Zeus?«

Gabriela drehte sich um. »Heißt er so, Zeus?«

Auf einmal sahen uns alle an.

»Heißt er Zeus?«

»Der fällt da nicht runter«, sagte Ernst.

»Zeus?« fragte jemand laut. Und schon riefen alle »Zeus, Zeus«, als sei endlich das Stichwort gefallen, auf das sie so sehnsüchtig gewartet hatten, um ihr Schweigen zu brechen. Wie befreit schrien sie um uns herum: »Zeus, Zeus!«

Das hörte erst auf, als ihn Nebelschwaden verhüllten. Einige streckten die Arme aus, um den anderen zu zeigen, wo sie Zeus zuletzt erspäht hatten. Die Fotoapparate mit Teleobjektiv wurden als Fernrohre benutzt und herumgereicht. Eine Socke fiel aus dem Nebel in den Halbkreis, den wir um seine Schuhe gebildet hatten. Kurz darauf folgte die zweite. Beidemale erschrak ich.

Plötzlich erschien Zeus spukartig wieder. Er beugte sich vor, so weit, daß einige aufschrien und zurückdrängten. Panik hätte ausbrechen können. Unglaublich, wie er da oben Halt fand. Zwischen seine Lippen schob sich Spucke, die wie eine Spinne am Faden hing, sich löste und lautlos in den Schnee fiel. Mit verkrümmtem Körper, den Mund verzerrt – er erinnerte mich an die Wasserspeier in Naumburg oder Prag –, begann er seine Rede.

Natürlich wußte keiner, wer gemeint war, als er vom »roten Meurer« sprach. Die Italiener verstanden ihn sowieso nicht. Er nannte Ernst den »Bonzen in dem grünen Anorak« und wies mit ausgestrecktem Arm auf uns. Keiner begriff, was er wollte. Vor allem wunderte ich mich, woher er die Kraft nahm zu schreien, so aufgebracht zu schreien. Die Geschichte lag weit zurück. Und gern hat es Ernst damals nicht gemacht, das weiß ich. Zu Hause hatte er ihn immer nur »Zeus« genannt, bei seinem Spitznamen eben. Eigentlich heißt er ja Schubert, Dieter Schubert.

Wer nicht genau hinsah, hörte nur das dumme Geschrei. Ich dachte, daß Zeus jeden Moment abstürzen und vor uns aufschlagen könnte. Ich stellte mir vor, wie jeder versuchen würde, sich vorzudrängen, um ihn zu sehen. Und keiner brächte den Mut auf, ihn zu berühren. Sein Körper sähe unversehrt aus, wie manchmal der von toten Tieren am Straßenrand, wo nur das Blut, das unter ihnen hervorsickert, ahnen läßt, was passiert ist. Gabriela führte mit gesenktem Kopf Selbstgespräche.

Es dauerte lange, bis Zeus verstummte, als hätte ihn endlich der Schnee erstickt. Dann schob er sich zentimeterweise nach links zur Dachrinne. Viel vorsichtiger und zögernder waren seine Bewegungen geworden, als wäre der Schlafwandler erwacht.

»Jetzt ist es vorbei«, sagte ich zu Ernst und hakte mich bei ihm ein. Ich meinte natürlich das Geschrei. Ernst behielt die Hände in den Taschen und starrte auf Gabrielas aufragenden Zopf.

Zeus hangelte am Blitzableiter herunter. Carabinieri nahmen ihn in Empfang und schirmten ihn ab, während er seine Socken und die verschneiten Schuhe anzog. Ein Feuerwehrgewagen mit Blaulicht rollte an. Gabriela bekreuzigte sich. Sie gab die Uhrzeit bekannt, zu der wir uns am Bus einfinden sollten, und ging mit Zeus und den Carabinieri davon.

DIE ZEIT

Nachwort zu
Ingo Schulzes *Simple Storys*

Von Burkhard Müller

Als im November 1989 die Wende kam, traf sie die Bewohner der DDR mit der Macht eines Stromschlags. Die einen wurden förmlich elektrisiert, die anderen zu Boden geschleudert – aber keiner blieb stehen, wo er zuvor gestanden hatte. Eine solche Wucht der Veränderung in so kurzer Zeit hat es in der Geschichte nur selten gegeben; das letzte Mal vielleicht, als die Spanier in der Neuen Welt landeten. Als die Indianer den Kolumbus entdeckten, sagt der deutsche Spötter und Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg, war das für sie eine schlechte Entdeckung. Wie war das für die Bewohner des deutschen Ostens, für Thüringer und Altenburger, als der Westen sie entdeckte und sie den Westen?

Ingo Schulze, 1962 in Dresden geboren und heute in Berlin zu Hause, erlebte die Wendezeit, die für ihn und sein Schreiben entscheidende Zeit, in Altenburg. Er war, als die DDR zusammenbrach, Dramaturg am dortigen Theater. Altenburg hat ein sehr schönes klassizistisches Theater, eingerichtet einst vom Herzog von Sachsen-Altenburg, einem der zahlreichen thüringischen Duodez-Fürsten, die dieser deutschen Region bis 1918 erhalten blieben. Wie konnte es sich die verarmte DDR nur leisten, alle diese thüringischen Kleinstadt-Theater weit über die Fürstenzeit hinaus in ihrer vollen Anzahl zu behalten?, fragte einmal bei einer Podiumsdiskussion in Jena ein verblüffter westdeutscher Journalist. Und der einzige Ostdeutsche, der mit auf dem Podium saß, antwortete gelassen: »Geld war für uns nie ein Problem. Wir hatten sowieso keins.« Ja, vielleicht hilft dies den kulturellen Reichtum der alten DDR erklären. Oder, wie es ein von seiner Frau wegen eines Reichereren verlassener Mann bei Ingo Schulze mit verzweifelter Verständnislosigkeit ausdrückt: »Alles, was wir brauchten, hatten wir doch immer im Überfluss.«

Heute ist das Theater Altenburg längst mit dem des nahen Gera fusioniert. Schulze erwies sich als flexibel und einfallsreich und gründete mit anderen nicht nur das »Altenburger Wochenblatt«, sondern auch den »Anzeiger«, ein »Offertenblatt«, das von privaten Kleinanzeigen lebte, beides kühne Vorstöße ins unerprobte Feld des publizistischen Kapitalismus. Beide hielten nicht auf Dauer, aber wer durfte damals von Dauer träumen? Sie währten lange genug, um den Autor mit wertvollen Erfahrungen zu bereichern.